

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928**

83 (7.4.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 14



## Albrecht Dürers Künstlerweg

Zum 6. April 1928

Von Will Scheller

Dürer ist es ergangen, wie den meisten Künstlern von breit ausladendem schöpferischem Reichtum: die Mehrzahl der Menschen nennt seinen Namen nicht in Verbindung mit der Gesamtheit seines Werkes, sondern unter mehr oder minder bewußtem Bezug auf irgendeine Spezialität oder gar auf irgendein bestimmtes Werk, worüber denn die wesentliche Entfaltung seines gestaltenden Lebens, worüber denn die auch über Spezialitäten und Einzelwerke schließlich entscheidende Struktur seines Daseins nur so leicht in Vergessenheit geraten mag. Bei wenigen Künstlern aber ist gerade die Kenntnis dieser Struktur, das Wissen um diese Entfaltung so notwendig zur Beurteilung des Schaffenden und des Geschaffenen wie bei Dürer, weil sie bei wenigen Künstlern so deutlich sichtbar ist, so zwingend redet wie hier. Und gerade dort, wo, wie in Ausstellungen, der heutige Mensch zu einer unmittelbaren Verührung mit dem Werk Albrecht Dürers kommt, ist es erforderlich, daß er weiß, wie dieses Werk gewachsen ist.

Dürer ist vom Handwerk her zur Kunst gekommen. Sein Vater und sein Großvater waren Goldschmiede, und auch er selbst hat dieses Handwerk gelernt, die feinste Blüte der späten Gotik. Dieses Erlernen des Wissens um organische Fügung edler Metalle und edler Steine zu schönen plastischen Gebilden hat dem späteren Maler und Graphiker eine Grundlage des Könnens gegeben, die sich nirgendwo verleugnet. Wer sich die Mühe macht, sich in die Einzelheiten einer anscheinend so krausen Komposition zu vertiefen, wie er sie in manchem Blatt der „Apokalypse“ zumal, aber auch in manchem besonderen Stück vorfindet, wird bald bemerken, daß diese Einzelheiten sich nach den Gesetzen eines an körperhaftes Schauen gewöhnten Blickes ineinander geordnet und nicht bloß nebeneinander gerückt sind. Die Herkunft von der Arbeit mit plastischem Material hat Dürer einen über das rein Graphische hinausreichenden Blick gesichert, wie es ihn andererseits zu einer nie verleugneten, nie verlorenen handwerklichen Ehrlichkeit und Sorgfalt erzogen hat.

Freilich: was im Gesamtwerk solcherart als Vorteil erscheint, ist für den Künstler zu Anfang oft Enge, Last, Bedrückung gewesen. Denn er wollte von innen her noch anderes — anderes als handwerkliche Tugend und kompositionelle Fertigkeit. So kam es im dritten Lebensjahrzehnt zu einer inneren Krise, als Dürer italienische Zeichnungen sah und bemerkte, daß sein schöpferischer Horizont Grenzen hatte, die von Tag zu Tag unerträglicher zu werden schienen. Der Kampf um die Erweiterung, um die Hinausschiebung dieser Grenzen fand zunächst auf kunsttechnischem Gebiet statt. Dürer glaubte, daß das Können in der Kunst ausschließlich von der Beherrschung zahlenmäßig begreifbarer Gesetzmäßigkeiten abhängig sei, und war immer auf der Jagd nach kunsttechnischen Geheimlehren. Daneben aber ging er doch den Weg des Selbstaufbauens und drang als Graphiker in bisher unbekannte Kunstprovinzen vor. Systematisch machte er sich den Ausdruck im Holzschnitt, in der Radierung zu eigen, langsam, doch unaufhaltsam ging er auch als Maler den Weg zum Neuen, der sein eigener Weg war und ihm von seiner geheimen Weisheit erschlossen wurde als von der seiner inneren, seiner tiefsten Selbstsicherheit — der er doch so wenig vertraute, daß er trotz allen Selingens, daß er trotz der Mütter zur Offenbarung Johannes, trotz des Marienlebens, trotz des Dresdener Altars und trotz der Bildnisse von jenem Rationalismus nicht abging, der ihn wähen ließe, er könnte bewußt etwas lernen, was ihm etwa nicht von selbst gegeben war und doch nur das Licht zu suchen hatte, dessen es zum Aufblühen bedürftig war.

Gleichwohl ist es nicht zu verkennen, daß die Unzufriedenheit jener Jahre in einem geistig-seelischen Zustand begründet war, der schließlich gebieterisch nach Erlösung verlangte. So ging Dürer um die Mitte des vierten Lebensjahrzehnts nach Italien, nach Venedig. Die italienische Kunst hatte ihn mächtig angezogen, und mächtig schlug über ihm, dem Bürger einer deutschen Reichsstadt, das Leben der italienischen Weltstadt zusammen. Es war in der Tat nicht mit dem künstlerischen Moment, was ihn hier befreite, nicht mit dem Sehen großer Kunst, nicht nur die Möglichkeit, selber große Kunst unter hellem und hohem Himmel zu schaffen. Es war vor allem auch das dauernde Bewußtsein, bürgerlicher Enge entronnen zu sein, unter Menschen geistig großen Zuschnitts; unter feinesgleichen zu leben, was ihn leidenschaftlich beglückte und am Ende mit Schmerzen von Venedig Abschied nehmen ließ, von der Stadt, die seinen Horizont geweitet, die die Grenzen seines Bewußtseins hinausgeschoben, die dem Maler in ihm Seligkeit und große Haltung gegeben hatte. Das „Rosenkränze“ ist ein kennzeichnendes Dokument dieser Epoche, die als ein Höhepunkt, ja vielleicht als der leuchtendste Gipfel im Leben und Schaffen Dürers angesehen werden darf.

Gewiß hat Dürer auch in dieser hohen Zeit die geheimnisvolle Liebe zur Zahl als der Grundlage des wahrhaft, des künstlerisch Schönen nicht vergessen. Sie läßt sich auch in den Gemälden aus dieser Zeit nachweisen, wenn auch gelockert, aufgelöst in Komposition und Farbe. Aber er mußte ja heimkehren, obwohl ihn zuhause nicht viel Lockendes erwartete. Er mußte wieder Bürger in der deutschen Reichsstadt Nürnberg werden, die soviel kleiner, enger und so unglücklich viel dunkler war als Venedig — und er kehrte heim. Der Graphiker in ihm wachte nun wieder auf, und in zehn aufeinanderfolgenden Jahren beherrschte der die Werkstatt Albrecht Dürers in Nürnberg. Die drei Meisterstücke fallen in diese Zeit, da er die Eroberung des Lichts und der Raumtiefe für die Schwarzweißkunst vollendet. Eine hohe Auszeichnung wird ihm zuteil: Kaiser Maximilian, den er auch schwarzweiß portraitiert, läßt ihn sein Gebetbuch illustrieren; der Kunsthandwerker hat wieder zu tun, der auch sonst gern in heraldischen und ähnlichen Arbeiten sich Luft macht, weil er die Goldschmiederei der Vorfahren nicht vergessen kann.

Die berühmte Reise in die Niederlande hat nicht die Nachwirkung wie ehemals der Aufenthalt in Süden, und nicht nur um gewisser menschlicher Enttäuschungen willen. Zimmerlin — die Bildnisse aus jener Zeit sind Werke dauerhafteren Gepräges: die Nachwelt sieht mit Dürers Augen in eine Menschheit von starker geistiger Bewegung. Jedoch, es gibt große Pläne, die nicht ausgeführt werden können, weil die Hand zu schwer auf dem Pinsel ruht, dieselbe Hand, die in Büchern Lehrsätze über die Messung, über militärische Befestigung, über die Maßverhältnisse der menschlichen Figur geschrieben hat. Die Melodie des Südens ist allmählich verklungen. Die dort gewonnene Freiheit hat sich in das Werk verflüchtigt. Kunst, namentlich die Malerei, scheint dem Alternden denn doch ein Handwerk zu guten, zu höheren, zu geistigen Zwecken zu sein, der Künstler ein Mann, der sein — Handwerk verachtet. Diese Unterordnung unter eine leiblichen sittliche Idee, dieses unausgesprochene Ringen um Verbollkommenung im Rahmen der eigenen Grenzen nimmt dem Bürgerlichen im Dasein Dürers, das Enge, das Kleine, das es für den oberflächlichen Blick zu haben scheint und nur für den. Denn es lag in dieser Beschränkung, die da wahrhaftig einen Meister gemacht hat, eine Getriebenheit, ein rätselhaftes Wissen, das die Ehrfurcht vor dem so Geschaffenen nur steigern kann — so fern dies möglich ist.

## Das billige Buch und der neue Conrad Ferdinand Meyer

Der neue Conrad Ferdinand Meyer des Verlags Th. Knauer Nachf. Berlin W 50 erscheint in vier Bänden, von denen jeder ganze 2,85 RM kostet. Bei einem so niedrigen Preise muß mit dem Abzug einer Massenaufgabe gerechnet werden. Und so ist es hier: eine Auflageziffer, wie sie der Dichter während seiner ganzen Lebenszeit und noch fast drei Jahrzehnte nach seinem Tode nicht erreichen konnte, wird jetzt in einer einzigen Auflage überschritten, und mehrere hunderttausend Bände werden in einer einzigen Woche vom deutschen Buchhandel und seinen Käufern aufgenommen. Das ist mehr als ein persönlicher Erfolg des Verlags Th. Knauer Nachf., sondern vielmehr der Beweis, daß man mit einer billigen Herstellungsweise bei guter Qualität die besten Ausichten hat, wenn es sich um gangbare Ware handelt.

Durch die in Deutschland übliche Fesselung und Anbelung des bedeutenden Schriftstellers an einen sogenannten Originalverleger, dem er sich mit seiner gesamten Schaffens- und Arbeitskraft für Lebenszeit und noch dreißig Jahre nachher verpflichten muß, ist erreicht worden, daß das Volk seine lebenden Dichter nicht genügend kennenlernte, daß Bücherkäufer teils Verunsicherten, teils Snobs waren, und daß die wertvollsten und köstlichsten Werke deutscher Geistesarbeit nur wenige Leser fanden.

Hier Wandel zu schaffen — nicht durch eine Monopolisierung oder ein Schneeballsystem, nicht durch irgendwelche Zwangsausübung auf den Buchkäufer, nicht durch Ausschaltung des Sortimentbuchhandels, sondern unter absoluter Wahrung der Lebensinteressen des Sortimentbuchhändlers, und der Entschlüsselung des Buchkäufers, aber unter besonderer Berücksichtigung der wirtschaftlichen Lage dieses Buchkäufers — hat der Verlag Th. Knauer Nachf. übernommen. So sind Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, die vorher 33,75 RM gekostet hatten, in zwei allen technischen Anforderungen vollauf genügenden Leinenbänden zu billigstem Preise geliefert worden. So wurde Jacob Burckhardts „Kultur der Renaissance“ unter die Massen gebracht. Die „Standardbücher“ des Verlags sind dem Streite der Meinungen entriekt. Sie bringen Ewiges: Dante und Dostojewski, Gobineau und eine der schönsten Ausgaben von Goethes „Faust“, die jemals überhaupt erschienen ist, Gottfried Keller und Gustav Freytags Romane, — alles unter dem

Gesichtspunkt, daß auch die Minderbemittelten sich für einen Halbtagesverdienst so ein Buch kaufen können.

Neben dieser Standardreihe läuft zum selben Preise die Reihe der „Romane der Welt“, die der Pflege der zeitgenössischen Literatur dient. Wöchentlich erscheint ein Band. In England und in Amerika gibt es ein ähnliches Unternehmen, an dem eine Gruppe von fünf Verlegern beteiligt ist, aber dort kosten die Bücher 7,6 Schilling, bzw. 2,50 Dollar, also nach der Kaufkraft des Geldes gewertet, ziemlich genau das Doppelte von dem, was sie in Deutschland kosten. Selbstverständlich ist, daß in dieser Reihe deutsche, und besonders junge deutsche Autoren, mit ganz besonderer Liebe, und mit der größten Anstrengung gefördert werden. Aber das deutsche Publikum ist heute für den jungen, unbekannt deutschen Schriftsteller bei weitem nicht so zugänglich, als für den großen Namen.

An dieser Stelle muß, noch auf die unnatürliche Spanne zwischen Buchpreis und Ausstattungspreis hingewiesen werden. Der Verlag Th. Knauer Nachf. hat gezeigt, daß es nicht notwendig ist, daß Halbleder- bzw. Ganzledereinbände bis zu 100proz. Preisdifferenzen gegenüber der Ganzleinenausstattung erfordern. Sondern bei einem Standardpreis von 2,85 RM für den Ganzleinenband ist es ihm gelungen, den Preis des Halblederbandes nur um 90 Rpf und den des Ganzlederbandes um 1,95 RM höher als den Grundpreis der Ganzleinenbände zu setzen und bei alledem Gutes zu schaffen. (Das Halblederbuch kostet 3,75 RM, das Ganzlederbuch 4,80 RM.) Den alten Klagen über Drahtheftung ist der Verlag durch die ausschließliche Verwendung eines Nickeldrabtes begegnet, der den Kostensatz chemisch unmöglich macht. Die Bände werden auf Verlangen jedoch auch mit Fadenheftung ohne jeden Preisaufschlag geliefert.

Das neueste Unternehmen des Verlags Th. Knauer Nachf. ist der vierbändige (vollständige) Conrad Ferdinand Meyer. (Auflage 400 000.) Auch hier offenbart sich wieder das Herstellungsprinzip des Verlags in imponierender Weise. Die vier Bände sind tadellos, in sauberer und schmucker Schrift, auf gutem Papier gedruckt, und der Einband ist vornehm und schön. Dem deutschen Volke wird mit dieser Ausgabe, die also zusammen nur 11,40 Reichsmark kostet, eine Fülle spannendsten und edelsten Lesestoffes dargeboten, in einer Ausstattung, die auch verwöhnte Bücherfreunde befriedigen wird und die einzelnen Bände von vornherein zu einem Schmuck des Bücherschranks macht. Zu Geschenkzwecken eignet sich die Ausgabe ganz ausgezeichnet. Der Literaturfreund aber wird es mit Dank begrüßen, daß Conrad Ferdinand Meyer, einer der besten Erzähler unseres Schrifttums, endlich die Verbreitung findet, die er verdient. C. K.

## Literarische Neuerscheinungen

Emil Jahrentamp. Ein Ausschnitt seines Schaffens aus den Jahren 1924 bis 1927. Eingeleitet von August Hoff. (Mit 165 Abb. und 6 Farbtafeln. Nr. 350 RM, Leinen 13,50 RM. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.) — Überblicken wir die hier vorliegende Auswahl von Jahrentamps wichtigsten neueren Arbeiten im Außen- und Innenbau im Zusammenhang, so stellen wir mit Genugtuung eine bedeutsame Entwicklung des Dillendorfer Künstlers fest, in der Tempo und Dynamik seiner industriellen Heimat immer reineren baulichen Ausdruck finden. Die betonte horizontale Schichtung, die Großschichtigkeit, der gleichmäßige und fast monotone Rhythmus erklären sich hieraus. Die Gliederung und Silhouettierung der Baumassen sind für die künstlerische Wirkung und die geistige Spannung von größter Bedeutung; sie allein sind ihre Schönheit. Mit bewundernswerter Leichtigkeit und feinem Gefühl für Harmonie gliedert Jahrentamp die riesigen Massen seiner großen Industrieanlagen, seiner Maschinenhallen, seiner Verwaltungsgebäude, der Lagerhäuser und ähnlicher Großanlagen und bewahrt sich dabei auch für seine Innenräume und das Mobiliar eine bis ins letzte gehende tiefempfundene Durchgestaltung.

Handbuch der Musikwissenschaft. Herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. Ernst Bücken, Köln, unter Mitwirkung von Privatdozent Dr. Besseler, Freiburg, Prof. Dr. W. Fischer, Wien, Privatdozent Dr. R. Haas, Wien, Prof. Dr. Th. Kroyer, Leipzig, Prof. Dr. S. Merzmann, Berlin, Prof. Dr. W. Sachs, Berlin, Dr. W. Seinitz, Hamburg, Dr. R. Sachmann, Kiel, und anderen Musikgelehrten. Mit etwa 1200 Abbildungen in Doppeltondruck, etwa 1300 Notenbeispielen und vielen zum Teil farbigen Tafeln. In Lieferungen zu je 2,80 RM. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. S. Wildpart-Rottdam, Lieferung 5: Dr. E. Bücken: Musik des Moloto und der Klaviers; Lieferung 6: Dr. S. Merzmann: Moderne Musik seit der Romantik. — Wer mehr sucht als lediglich eine endlose Aufzählung historischer und biographischer Daten, wenn darum zu tun ist, sich in die Fülle der Probleme, die die Musikwissenschaft aufgibt, zu vertiefen, wer Sinn hat für die Verknüpfung der musikalischen mit der allgemeinen kulturellen Entwicklung, wird mit Freude und Gewinn zum Handbuch der Musikwissenschaft greifen. Aber es ist nicht die neuartige Behandlung und Gruppierung des Stoffes allein, die diesem hervorragenden Werk eine Sonderstellung zuweist und es für jeden musikalisch Beflügelten zum unumgänglichen notwendigen Nützzeug macht, sondern auch in hohem Maße die fast verschwenderisch zu nennende bildliche Ausstattung, die wirklich einmal neues bisher unbekanntes Material zutage fördert. Und welche wertvolle Unterstützung bietet doch die Fülle von Notenbeispielen und Notenhandschriften, die ein ganz besonders instruktives Durcharbeiten des Werkes erst ermöglicht. Ein nicht zu unterschätzender Vorteil ist auch das Erscheinen des Handbuchs in Lieferungen, wodurch auch dem Minderbemittelten die Anschaffung wesentlich erleichtert ist.



# Moderne Identifizierungsmethoden

Von Dr. R. Hofmann.

Anfang Juli 1914 ereignete sich in Dresden ein sensationeller Mord. Man hatte eine Frau in ihrer Wohnung ermordet aufgefunden und hatte keinen Anhalt, wer der Täter sein könne. Der Kriminalpolizei gelang es in 14-tägiger fieberhafter Arbeit nicht, auch nur die Spur einer Spur zu finden, der Fall schien unaufgeklärt bleiben zu wollen. Da glückte es schließlich dem Erkennungsdienst, lediglich auf Grund einiger am Tatort zurückgelassener Fingerabdrücke durch Vergleichung aus den 150 000 Fingerabdruckkarten der polizeilichen Sammlung die entsprechenden herauszufinden. Die so festgestellte Mörderin war bis dahin überhaupt noch nicht in den Kreis der Untersuchung gezogen worden. Es konnten auch keine anderen Indizien erbracht werden, so daß die Verurteilung schließlich lediglich auf das daktylogische Gutachten von Dr. Feindl hin, der sich um die Einführung der Daktylogie in Deutschland große Verdienste erworben hat, erfolgte.

Es war dies das erste Mal, daß ein Kapitalverbrechen auf diese Weise aufgeklärt wurde, und die Methode wurde deshalb viel erörtert und begegnete zuweilen Mißtrauen. — Heute ist die Erkenntnis vom Werte dieses Identifizierungsverfahrens schon in weitere Kreise gedrungen; mit Recht, denn es handelt sich um ein sicheres Verfahren als z. B. die Identifizierung durch Photographie. Diese Eignung des Fingerabdrucks beruht auf vier Tatsachen:

1. Jeder Fingerabdruck ist verschieden. Diese von Naturen gewöhnlich am meisten angegriffene Tatsache ist eigentlich selbstverständlich. Denn es gibt in der ganzen organischen Natur nicht zwei Gebilde, die sich vollkommen gleichen. Man vergleiche zwei sehr ähnliche Gebilde, etwa Blüten oder Blätter, und man wird in der feineren Struktur eine Fülle von Unterschieden entdecken. Es ist also gar nichts Merkwürdiges, daß alle Fingerabdrücke verschieden sind; man könnte ebensogut irgendwelche andere Teile des Körpers vergleichen, nur eignen sich die Fingerabdrücke deshalb so gut, weil die darauf verlaufenden Papillarlinien eine unendliche Fülle von deutlichen Verschiedenheiten in ihren Mustern aufweisen und deshalb die Unterscheidung erleichtern; ferner deshalb, weil ja die Verbrecher meist mit den Händen arbeiten und so am ersten Spuren hinterlassen. Beweisen läßt sich die Tatsache der Verschiedenheit aller Fingerabdrücke nicht, nur die Erfahrung hat gezeigt, daß sich in allen untersuchten Fällen noch nicht zwei gleiche gefunden haben.

2. Ebenso stammt auch die zweite Tatsache nur aus der Erfahrung, nämlich, daß jeder Fingerabdruck unveränderlich ist. Sie kann aber, nachdem sie sich millionenmal als richtig erwiesen hat, als vollkommen feststehend betrachtet werden.

Die dritte wichtige Tatsache ist, daß die Papillarlinien nicht beseitigt werden können. Schon mancher Verbrecher hat die ihm sehr unangenehmen Indizien auf alle mögliche Weise zu entfernen gesucht, aber immer wieder entstehen ganz genau dieselben Muster. Man müßte schon die Fingerabdrücke abschneiden, aber das hat bis jetzt noch niemand getan.

4. Schließlich ist als letzte Tatsache, die den Fingerabdruck für die Identifizierung geeignet macht, zu erwähnen, daß auch die Fingerabdrücke, die Schweißdrüsenöffnungen bei allen Menschen verschieden angeordnet und ebenfalls unveränderlich sind.

Alle diese Merkmale geben an der Hand von Sachverständigen eines der sichersten Mittel zur Erkennung der Identität und, was vor allem wichtig ist, in vielen Fällen auch die zweifelloste Nichtidentität und damit die Unschuld des Angeklagten. Es ist demnach zu erwarten, daß die Daktylogie in nächster Zeit noch eine bedeutende Ausdehnung erfahren wird; vor allem wird vielfach angeregt, (besonders auch vom Leiter des Berliner Erkennungsdienstes, Dr. Schweidert, dem die moderne Kriminologie auf allen Gebieten sehr viel verdankt), daß man sich des Fingerabdrucks als eines Erkennungszeichens, z. B. im Bankverkehr, zur Sicherung von Scheck und Wechseln, ferner auf Pässen und anderen Ausweisen bediene. Eine Durchführung dieser Vorschläge würde in der Tat einen großen Fortschritt für die Rechtssicherheit bedeuten.

Eine gewisse Bedeutung hat die Daktylogie auch für die Frage, ob das Kind von einem bestimmten Vater erzeugt ist. Sie taucht zuweilen bei Prozessen aus Sittlichkeitsverbrechen auf, auch bei Meineids- und Alimentationsprozessen spielt sie häufig eine Rolle. Nach den Untersuchungen verschiedener Gelehrter gibt es, was auch schon aus dem oben Gesagten hervorgeht, zwar keine Übertragung von Papillarlinien vom Vater auf das Kind, doch besteht immer eine gewisse Tendenz, zur Wiederholung gleicher oder ähnlicher Muster. In manchen Fällen läßt sich hier, namentlich bei Berücksichtigung auch der mütterlichen Papillarlinien, eine gewisse Wahrscheinlichkeit für die Vaterschaft eines bestimmten feststellen, die ein wertvolles Hilfsmittel sein kann.

Für die Feststellung der Vaterschaft hat man aber in letzter Zeit eine andere interessante Identifizierungsmethode ausgearbeitet, die sich auf die Theorie von den Blutgruppen stützt. Danach teilt man die Menschen je nach der Beschaffenheit ihres Blutes, die mit einigen hier nicht näher zu erörternden chemisch-physiologischen Reaktionen geprüft wird, in vier Gruppen ein. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Blutgruppe vererbt sich nun nach bestimmten Gesetzen auf die Kinder. Wenn nun das Kind erstens zu einer anderen Blutgruppe gehört als die Mutter (denn sonst könnte es die Zugehörigkeit auch von ihr geerbt haben), zweitens zur selben Gruppe wie der als Vater in Betracht kommende, und wenn drittens andere als Vater eventuell in Frage stehende Personen einer anderen Gruppe angehören als das Kind, dann kann mit ziemlicher Sicherheit auf eine bestimmte Vaterschaft geschlossen werden. Wie man sieht, ist die Wahrscheinlichkeit nicht allzu groß, daß alle diese Voraussetzungen erfüllt sind, aber trotzdem bleibt diese medizinisch sehr bedeutungsvolle Theorie in diesen seltenen Fällen doch ein wertvolles Hilfsmittel des Strafrichters.

Ferner sei noch eine Methode kurz erwähnt, die auch viel zur Identifizierung dient, nämlich die Schriftvergleichung. Drohbriefe, wahre und un wahre Denunziationen durch anonyme Schreiber sind leider heutzutage eine häufige Erscheinung. Diese angenehmen Mitmenschen herauszubekommen, aber auch Fälschungen von Urkunden zu entdecken, ist die Aufgabe der Methode. Es braucht sich dabei nicht immer um Handgeschriebenes zu handeln, auch von Maschinenschrift kann man fast immer feststellen, von welcher Maschine sie stammt. Und da ist dann zum Schreiber weiter kein Schritt mehr. Die individuellen Merkmale, die sich an jeder Maschinenschrift finden, sind zwar gewöhnlich so klein, daß sie nur im Mikroskop feststellbar sind, aber dafür kehren sie absolut regelmäßig wieder, und dies macht sie zuverlässiger als die Merkmale der Handschrift. Um Personen auf Grund von etwas Handgeschriebenem zu identifizieren, geht man

von dem Grundsatz aus, daß die Handschrift für jeden Menschen typisch und deshalb nicht beliebig veränderlich ist. Wohl kann z. B. ein im allgemeinen schräg schreibender Mensch, um seine Handschrift zu verändern, nämlich das Verhältnis von Groß- und Kleinbuchstaben, Zwischenräume, Rändergröße am Zeilenende und schließlich die typischen Einzelheiten, die jede ausgeschriebene Schrift zeigt, also Vereinfachungen und Verschönerungen, all dies zu beachten ist auf die Dauer zu schwer, und die meisten machen, je länger das Schriftstück ist, um so mehr „Fehler“, indem sie in ihre individuelle Schrift zurückfallen. Oft werden diese Fehler nachträglich „verbessert“, was aber die Arbeit eines genau prüfenden Sachverständigen meist nur erleichtert, da das, was verbessert, d. h. unkenntlich gemacht werden soll, gewöhnlich ein typisches Merkmal der eigentlichen Schrift bildet.

Leichter ist es dem Fälscher gemacht, wo es sich nur darum handelt, eine Unterschrift nachzuahmen, wenn man dafür ein Vorbild hat, kann man sie lange üben und es schließlich darin zu ziemlicher Fertigkeit bringen. Da Unterschriften eine große Rolle im Wechsel- und Scheckverkehr spielen, würde der obenerwähnte Vorschlag, als Identifizierungsmittel im Bankverkehr Fingerabdrücke zu benutzen, (für die es auch eine brauchbare technische Lösung in Gestalt des sogenannten „Fingerriegels“ schon gibt) eine ganz erhebliche Erhöhung der Sicherheit im Bankverkehr bedeuten und einen wichtigen Schritt im Kampfe gegen das Verbrechen darstellen, so daß man seine Umfegung in die Praxis nur befürworten kann.

Zum Schluß sei noch kurz erwähnt, daß in letzter Zeit auch die Befragung von Prof. Siegers, Leipzig, ausgehauene sog. „Schallanalyse“ (eine ziemlich komplizierte Methode, bei welcher die während des lauten Vorlesens der zu untersuchenden Schriftstücke in der Stimme des Experimentators auftretenden Schwingungen analysiert und verglichen werden), verschiedentlich zur Identifizierung der unbekanntlichen Verfasser von Drohbriefen usw. mit Erfolg verwendet wurde.

Gerhard Gran: Genet. Ibsen. Der Mann und sein Werk. (Gef. 9 M., Leinen 11 M., Verlag J. A. Brockhaus, Leipzig.) — Dieses Buch bedeutet in der Ibsen-Literatur eine Notwendigkeit, denn was hier geboten wird, ist tatsächlich überaus reich und nicht mit den üblichen — oft recht langweiligen — Dichterbiographien zu vergleichen; verfallen sie doch nicht selten in Einseitigkeiten und lassen das geistige Band vermissen, das Mensch und Kunstwerk im Dichter untrennbar verknüpft. Man kann eine Dichtung nur voll verstehen, wenn man in das Seelenleben des Dichters eingedrungen ist, das wieder durch die äußeren Lebensumstände bedingt ist. Diesen Weg geht Gerhard Gran. In seinem Buch wird ein Mensch in seinem Widerstand gegen die Welt, ein Mensch, der eine schwere Jugend hinter sich hat und den Druß der Armut und Ungebilligkeit nachwirkend fühlte, der schon als Kind im Elternhaus auf ihn laitierte.

Geschichte des deutschen Bauernstandes. Von Prof. G. Gerdes, 3. verbes. Aufl. Mit 22 Abbildungen im Text. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 320.) Geb. 2 M., B. G. Teubner, Leipzig. — In engem Anschluß an die allgemeine Geschichte behandelt der Verfasser in der vorliegenden Schrift die Entwicklung des deutschen Bauernstandes von der Urzeit bis zur Gegenwart. Anschaulich klar, dem allgemeinen Interesse zugänglich und dabei mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit schildert er die sozialen und wirtschaftlichen Erscheinungen wie Grundbesitz und Hörigkeit, den Bauernkrieg, das Schicksal der Bauern im 30-jährigen Kriege, die Befreiung von der Leibeigenschaft und die Entwicklung des Bauernstandes im 19. Jahrhundert. Hand in Hand mit der Darstellung dieser großen äußeren Entwicklungslinien geht die Schilderung des persönlichen häuslichen Lebens: Ernährung, Kleidung, Haus und Wirtschaftsbetrieb, gesellschaftliches Leben im Dorf, Sitten und Volksbräuche. Zahlreiche Abbildungen unterstützen den Text.

Otto Kienhöfer 60 Jahre alt. Ein verdienter Mitglied unseres Badischen Landestheaters, Staatschauspieler und Regisseur Otto Kienhöfer, feiert heute seinen 60. Geburtstag. Im Verlaufe dieses Jahres kann er auf eine 40-jährige Bühnentätigkeit zurückblicken. 20 Jahre gehört der Jubilar dem Verbande des Landes- und früheren Hoftheaters an, nachdem er zuvor in Krefeld, Lobs, Gera, Essen und Leipzig, dann auf deutschen Bühnen Americas und schließlich wieder in der alten Heimat, und zwar in Wiesbaden und Köln, gewirkt hat. Kienhöfer ist in Magdeburg gebürtig.

Uraufführung einer Oper Fritz Coriolis. Eine Oper des früheren Karlsruher Generalmusikdirektors Fritz Coriolis gelangte in Breslau zur Uraufführung. Der Text dieser Spieloper „Der verlorene Guldin“, ist von Beatrice Dowitz. Die recht lustige Handlung spielt in Wien und gibt dem Komponisten Gelegenheit, reiches musikalisches Leben daran anzuknüpfen. Die Melodie ist recht populär und paßt zu den einfachen Bühnenvorgängen trefflich. Die Uraufführung wurde ein starker Erfolg, der sich in nicht ebenwollen Applaus und unangenehmen Hervorgerufen des Komponisten ausdrückte.

Mitwirkung namhafter Schweizer und effizienter Dichter bei der Alemannischen Woche in Freiburg i. Br. Für die „Festfolge alemannischer Dichter“ haben außer Dr. Wilhelm von Scholz zugesagt die bekannten Schweizer Dichter Jakob Schaffner, in Basel geboren, und Alfred Suggenberger, aus Weingarten stammend. Die Effizienter Dichterin Lina Ritter liest eigene Dichtungen in Hochdeutsch und Mundart, und Neuf Schickel, ebenfalls im Elßas gebürtig, bietet Proben aus einem neuwollenen Werk. Gleichzeitig gibt das Stadttheater Freiburg als Uraufführung „Gans im Schnalenoß“ von Neuf Schickel, der ja bekanntlich auch Mitglied der Deutschen Dichtervereinigung ist.

Landesverein Badische Heimat. Den unermüdbaren Bemühungen des Landesvereins „Badische Heimat“ ist es gelungen, in den letzten Monaten in den verschiedenen Teilen des Landes neue Ortsgruppen ins Leben zu rufen und damit weitere Stützpunkte für die ideellen Bestrebungen zu schaffen. Aus der letzten Zeit sind die Gründungen in Wiesloch und Oberbach zu verzeichnen, für die bereits in der ersten Zeit ihres Bestehens zahlreiche Mitglieder gemeldet worden sind.

## Karlsruher Konzerte

Wir können es heute nicht mehr so recht verstehen, warum „Die Legende von der heiligen Elisabeth“ einstens ganz ungewöhnliches Aufsehen erregte. Vielleicht war es der besondere Anlaß, bei dem das Werk zum erstenmal öffentlich in Deutschland erklang; denn 1867 konnte Bischof damit die restaurierte Wartburg einweihen, und seiner Schöpfung zugleich entscheidenden Erfolg sichern. Die starke Verbreitung verdankte dies geistliche Oratorium zweifellos zum großen Teil auch dem Umstand, daß nach langer Zeit hier endlich wieder ein Stoff von ausgeprägtem katholischen Charakter aufgriffen und mit einer Musik verbunden wurde, die ebenfalls in überschwenglicher Schwärmerei durchaus fromme und stellenweise sogar liturgisch sakrale Töne anschlug. Dies zugegeben, und dazu noch erwähnt, daß Bischof natürlich in der Komposition auch einige formal wesentliche Neuerungen zum Ausdruck brachte, genügt das aber mitleid, um die lebenden Bilder, in die nun das Ganze trotzdem zerfällt, zu einem wackelnden Kunstwerk zu einem und darüber hinaus die rein musikalische Ergiebigkeit des Gegenstandes für alle Zeiten zu verweisen?

Ich glaube nicht und leugne es zumal heute, wo ein moderner Komponist (Strauss mit seinem „Oedipus rex“), wenn auch unter ganz anderen Voraussetzungen, so doch immerhin bei prinzipiell ähnlicher Einstellung am gleichen Stilproblem gescheitert ist, an der Frage der oratorischen Oper oder, wenn man will, des dramatisierten Oratoriums, nämlich, die hier wie dort den zu neuen Zielen entflammten Sängern die Notwendigkeit gefühlt hat. Und wer nur immer — es waren leider recht päralide Zuhörer — der Aufführung des Bischofwerkes durch die Mannheimer Volks-Singakademie beigewohnt hat, wird deutlich einen gewissen Mangel an szenischen Zutaten empfunden haben. Dabei ist diese konzertmäßige Form der Wiedergabe die ursprünglich authentische! Erst als man merkte, wie weite Strecken im Orchester sich eben doch als bloße Begleitbarmachung so manches in koloristischen Effekten verfiel, wagte man (u. a. auch hier in Karlsruhe unter Kottl) das Experiment mit dem großen szenischen Apparat, aber bei dieser bestimmten Lokalisierung im Bühnenraum küßten nun andererseits jene Teile wieder Erhebliches ein, in denen die Musik ganz auf sich gestellt und aus absolutem Musikwillen geboren ist. Es mußte übrigens, wenn man das Werk wieder einmal unbefangenen auf sich einwirken ließ, dieser innere

Zwiespaß umso schärfer hervortreten, weil die Interpretation selbst bezeichnenderweise mehr lyrisch als dramatisch gehalten ward und damit die monumentalen Stilleisungen des klassischen Oratoriums, soweit sie überhaupt bemerkbar sind, noch stärker in romantische Nebel auflöste. Zumal die Chorreihe hätten im Aufbau gerastert, in der polyphonen und klaren Tiefengliederung nuancierter sein können. Daß natürlich Prof. Urs Schattschneider Chor an sich sehr schön und kultiviert singt, ist zu selbstverständlich, um nochmals hier betont zu werden; aber wie schon im letzten Jahr fiel doch wieder auf, wieviel an wichtiger Ausdrucksstärke eben durch solche gepflegte Vortragskunst verloren geht. Den gewaltige Vokalkörper von rund 400 Sängern und Sangerinnen trat nirgends als elementar erschütternde Chormasse in Erscheinung, sondern blieb stets nur Attribut des Instrumentaltalles. Auch unter den Solisten beherrschte das „Schön“-Singen durchaus die Situation, sehr unangenehm und zuweilen geradezu störend bei Johannes Willy, während die beiden Damen Prohm-Böf (Hamburg) und Luise Dehante (Straßburg) wenigstens sich dabei nicht zu ungeläufiger Rhythmit verleiteten. Besonders die Sopranistin, die in letzter Stunde für ihre angelegte Frankfurt-Kollegin einsprang, wurde auch musikalisch mit Leichtigkeit aller Schwierigkeiten der Elisabeth-Partie Herr.

Adolf Vogel vom badischen Landestheater, der mit Ende der Spielzeit nach Leipzig übertritt, gab nun auch hier einen Wiederabend, nachdem man schon wiederholt seine Verdienste als Mäcchen hatte mähnen hören. Mit der ihm eigenen Kultur des Geschmacks und bei der großen Musikalität, die ja stets seine Bühnenleistungen auszeichnet, wurde der Künstler gleich in Liedgruppen von Schubert und Wolf den reinstimmlichen Werken gerecht, obwohl das Konzertpodium in dieser Beziehung natürlich noch weit mehr und ganz anders abverlangt. Auch die Lieder von Trunt und Jürgen so plastisch wie kleine Bilder hinzustellen, bezugte die Intelligenz und schlichte Innerlichkeit seines Vortrags, der zwar alles Aufdringliche meidet, aber doch zu Herzen geht. Nicht minder kamen die Vorträge seines so leicht ansprechenden Vah-Barions bei den „Pierrot lunaire“-Liedern Rowalffs zur vollen Geltung; neben sehr schönen und freien hohen Tönen fiel namentlich das cellonische Timbre der Tiefe angenehm auf. Am Flügel war Josef Keilberth als eleganter und virtuoser Begleiter tätig.